



Texte der Preisträger der
Guntram und Irene Rinke Stiftung

Erster Preis

Anna Köhler (K1)

Ein Held ohne Heimat

Heimkehr. Das Wort lag auf seiner Zunge und hallte durch seinen Geist. Es war wie ein gefangenes Echo in einem leeren Blecheimer. Mit jedem Widerhall schien es neue Facetten zu bekommen und das Gefühl, mit dem es auf seinen Lippen lag, änderte sich das eine ums andere Mal. Freudige Erwartung mischte sich mit Ungläubigkeit und Furcht. Heimkehr. Sein Kopf war leer bis auf diese zwei Silben.

Zu Anfang, da war Ungläubigkeit. Die Tore - aus Draht gemacht und kalt wie der Winter in Moskau - das wusste man, öffneten sich nicht. Stundenlang hatte man sie angestarrt, darauf gewartet, dass der eigene Name gerufen wurde und man sie passieren dürfe. Vor 1939 hatte er nicht gewusst, wie viel Bedeutung in dem eigenen Namen liegen konnte, wie sehnsüchtig man ihn erwarten oder wie leidenschaftlich man ihn fürchten konnte. Wieder und wieder hatte man gehofft, sie würden einen freigeben. Sich öffnen und einen in die Welt entlassen, wie einen Wiedergeborenen. Doch die Tore blieben verschlossen. Immer verzweifelter hatte man eingesehen, dass sie einen nicht gehen lassen würden, ehe man tot war. Mit der Zeit war die Verzweiflung in Taubheit umgeschlagen. Taubheit. Gleichgültigkeit wäre das falsche Wort gewesen. Man wurde nicht gleichgültig. Trotz all der Jahre, trotz all der Erlebnisse. Doch man verlor die Zuversicht, man verlor die Willenskraft und zuletzt verlor man die Hoffnung. Dann wurde man taub. Dass die Tore sich für ihn geöffnet hatten, war kein Glück gewesen. Weder Glück, noch Schicksal, noch Barmherzigkeit. Es war die Folge seines Verrats.

Es war ein Tag gewesen, kalt wie jeder andere. Es war 1947 und er war vor siebzehn Tagen fünfundzwanzig geworden. Zumindest glaubte er das. Das letzte Mal, dass er zuverlässig das Datum erfahren hatte, war bei seinem Umzug in das neue Gefangenenlager gewesen, und das war nun auch schon wieder fünf Monate her. Er konnte sich nicht an viel von diesem einen Tag erinnern, außer dass Minusgrade geherrscht und er Hunger gehabt hatte, was er von nahezu jedem Tag in den letzten sechs Jahren sagen konnte. Doch der mutmaßlich achtundzwanzigste März des Jahres 1947 sollte für ihn eine unerwartete Wendung nehmen.

Ein Wärter kam auf ihn zu, und er duckte sich. Nicht auffallen war die Prämisse. Die Sowjets litten selbst. Sie hatten kaum genug zu essen, ein geschundenes Land und die Wut in ihren Herzen, die sechs Jahre Krieg hinterlassen hatten. Doch es schien nichts zu nützen. Der Wärter packte ihn am Arm und zerpte ihn aus der Baracke, in der er tagein tagaus arbeitete. Er fragte sich, was er falsch gemacht hatte, und stolperte verzweifelt hinter dem Sowjet her. Er wurde in einen kleinen Raum gebracht, der nichts weiter enthielt als einen Tisch, drei Stühle und eine Lampe an der Decke. Er wartete mehr als eine halbe Stunde, bis zwei Beamte der kommunistischen Partei den Raum betraten und vor ihn ein Blatt und einen Stift auf den Tisch legten. Sie erklärten ihm mit ausdruckslosen Mienen, was sie wollten. Er sah sie mit großen Augen an und schüttelte langsam, ungläubig den Kopf. „Sei nicht dumm!“, sagte der Größere von beiden. „Du wirst gehen können! Nach...“, er blickte auf seine Unterlagen „...nach Dresden. Nach Hause, zu deiner Familie. Zu deiner Freundin.“ Doch er schüttelte den Kopf. „Was bedeuten dir die Männer hier schon? Sind sie deine Brüder? Deine Söhne? Sie sind nicht deine Familie, sie würden dich genauso verraten. Uns ist es egal, wer von euch redet. Ob du es machst oder der nächste auf unserer Liste, glaub mir, einer singt immer.“ Doch er schüttelte den Kopf. Da räusperte sich der zweite Beamte, und der Gefangene konnte zum ersten Mal dessen leise, doch ausdrucksstarke Stimme hören. Wie ein Messer durchschnitt sie die frostige Luft zwischen ihnen. Sein Akzent war stärker als der des Mannes neben ihm, doch seine Autorität war um einiges größer: „Was denkst du eigentlich, was passiert, wenn du

gehst? Falls du gehst. Du meinst, dein Heldentum würde sich auszahlen, wenn du nach Hause kommst?“ Er lächelte kurz mitleidvoll. „Weißt du überhaupt, wo Dresden liegt, Bürschen? Recht östlich, wie mir scheint. Osten und Ostzone liegen in diesen Zeiten erschreckend nah beieinander. Glaub mir: Wir kriegen dich auch noch zu Hause.“ Der Gefangene blickte ihn an. Seine rechte Hand begann stärker zu zittern als normalerweise. Sie hörte nie ganz auf, seit er den Schützengraben verlassen hatte, doch nun vibrierte sie so stark, dass man hören konnte, wie sie sich auf dem rauen Stoff seiner Hose bewegte. Dann hob er langsam die Linke und begann mit krakeliger Schrift, Namen zu schreiben. Namen von Männern, die sich beschwert hatten. Die nach wie vor Nationalstolz in sich trugen. Die weniger arbeiteten, als sie konnten. Die einzigen, die sich ein wenig von sich selbst bewahrt hatten, die noch nicht gebrochen waren. Von vielen wusste er nur die Vornamen, von manchen nicht einmal die. Dann beschrieb er sie. Es schien ihm unbegreiflich, dass er sie beschreiben konnte, wo sie doch alle grau und gleich aussahen. Schließlich war das Blatt voll und er setzte seinen Namen darunter. Er wusste, dass er mehr als nur ein Todesurteil unterschrieb.

Als er das Lager als einer der ersten verließ, wurde er mit dem Zug nach Gronenfelde gebracht. Der Verrat lag ihm nicht auf der Seele. Die ersten Auswirkungen seiner Tat hatte er noch mitbekommen. Männer, die aus ihren Betten geholt worden waren, um befragt zu werden. Einige von ihnen sollten nicht wiederkommen. Es war ihm egal. Er hatte gehen dürfen. Die Sowjets hatten ihr Wort gehalten. Er würde nach Hause zurückkehren. Inzwischen freute er sich nicht mehr auf ungestüme, begeisterte Art. Sein Glück fand nun nicht mehr in Freude seinen Ausdruck, sondern in Sehnsucht.

Heimkehr. Er würde nach Deutschland zurückkehren. Nach Hause zu ihr, zu Magdalena. Zu seinen Eltern und zu seiner Kinderstube. Bis dahin war es noch weit, doch das machte nichts. Er war unterwegs, das war alles, was zählte. Er war unterwegs zu ihnen, unterwegs zu dem Ort, an dem alles begann. Zu dem Ort, an dem er zum ersten Mal von dem Mann hören sollte, der sein Heimatland zerstören würde. Von diesem seltsamen Mann mit dem ungewöhnlichen Bart und der lauten Stimme. Es erschien ihm nun paradox, dass derselbe Mann behauptet hatte, er würde es schützen. Nach außen gegen den Erbfeind und nach innen gegen die Erbschande. Vererbung. Vaterland und Muttersprache. Für Mutter und Vater war er von dannen gezogen, weg von der Schulbank, hinein in das dunkelste Kapitel seines Lebens, in das dunkelste Kapitel seines Landes und in das bisher dunkelste Kapitel der Menschheitsgeschichte. Er war so stolz gewesen. Darauf, dass er die Heimat und die Familie verteidigen würde. Seine Mutter hatte geweint, doch der Vater hatte ihm zufrieden auf die Schulter geklopft.

Anstelle des Marschbefehls hielt er nun den Entlassungsschein in der Hand. Das einzige Stück Papier, das aus ihm machte, was er war. Das ihn abhob von den hunderten Gesichtslosen, von den tausenden lebenden Toten. Im Krieg waren sie zu einer einzigen braun-grauen Masse geworden. Immer wieder gebrochen und nach Gutdünken wieder zusammengesetzt, bis sie vergaßen, was sie wollten, was sie fürchteten und wer sie waren. Die Geschichte war jung und alt zugleich. Schon einmal war sein Volk in den Krieg gezogen, stolz und voller Begeisterung. Schon einmal waren sie geschlagen, gekränkt und verwundet zurückgekehrt. Doch was er in dem grausamen Wettkampf der Völker, der bis 1945 andauerte, hatte lernen müssen, war schlimmer als alles, auf das ihn die Geschichte hätte vorbereiten können. Krieg war kein Spiel. Die Männer im Feld hatten keine Wahl. Viele von ihnen würden nie wieder sehen können. Gehen können. Schmecken können. Lieben können. Selbst wenn sie ihm entkommen waren, würde der Tod sie auf Schritt und Tritt verfolgen. Er war nicht abzuschütteln, weil er in ihnen steckte, ihnen durch Mark und Bein ging und wie eine Krankheit an ihnen hing, bis sie starben. Doch Sterben war einfach. Der Tod war nicht brutal. Er war nicht grausam. Er war das Ergebnis.

Das Ergebnis der Blindheit des Menschen, seiner Machtgier und seiner Ruhmsucht. Er wollte nicht daran denken, wollte sie nicht fühlen, die Verzweiflung, die diese Erkenntnis hervorrief.

Er dachte lieber an Magdalena. Er war so verliebt in sie gewesen, als er ging. Er war sich sicher, dass er sie immer noch liebte. Er würde zurückkommen, und er würde sie heiraten können. Sie würde sich unendlich freuen ihn zu sehen und sie würden eine Familie gründen. Sie würden glücklich sein. So glücklich, wie er gewesen war, bevor er ging. Er erinnerte sich an sein Zimmer. Es war nicht groß gewesen, aber jetzt erschien es ihm wie das Paradies auf Erden. Das weiche Bett, der Schreibtisch und das Regal mit seinem größten Schatz. Dem Radio, das sein Vater ihm zum sechzehnten Geburtstag mitgebracht hatte. Es war braun, doch die Knöpfe hatten gegläntzt wie pures Silber. Es war in seinen Augen das beste Geschenk der Welt gewesen.

Der Zug hielt. Entlassungslager Gronenfelde. Sie wurden entlastet, gewaschen und erhielten eine Tagesration Essen. Ein ganzes Brot, ein wenig Schmierfett und drei Zigaretten. Sie waren schon mit weniger ausgekommen. Im Anschluss mussten sie sich eine Rede anhören. Die gewöhnliche bolschewistische Beschallung. Bevor er in der Heimat ankommen würde, würde er russischer sein als die Sowjets. Sie blieben noch eine Nacht im Lager, dann wurden sie auf verschiedene Züge verteilt. Dieses Mal in echten Personenwagons. Er wusste nicht, wie lange es her war, dass er das letzte Mal nicht in einem Güterwagen gereist war. Er sollte in einem Zug nach Pirna mitfahren, hier seien die Gleise noch recht annehmbar. Sie machten sich also auf den Weg zum Bahnhof.

Als sie den Zug betraten, wurden sie von allen neugierig beäugt. Sie mussten aber auch ein seltsames Bild abgeben. Sieben Männer, gekleidet in kratzige, zusammengeschusterte Anzüge, häufig noch die Uniformen von damals, nur die Rangabzeichen waren entfernt worden. Sie waren so dünn, dass sie Hutbänder als Gürtel hätten tragen können. Doch wer hatte schon Hutbänder. Er hatte sich eine Schnur um die Hüfte gewickelt, die Hose war schon lange viel zu weit. Auf dem Kopf trug er eine Schapka und setzte sie beschämt ab, als er sah, dass alle anderen Männer im Zug ihre Kopfbedeckungen abgelegt hatten. Er musste seine gute Erziehung in den letzten Jahren vergessen haben. „Heinrich!“, überrascht beim Klang seines Namens, wandte er sich um. Ein Mitgefangener wies auf die Dame, die ihm gegenüber saß. Sie hielt ihm etwas entgegen, das entfernt wie ein Stück Kuchen aussah. Er nuschelte einen Dank und begann zu essen. Das Gebilde schmeckte derart trocken, dass es ihm regelrecht leid um das Wasser in seiner Flasche tat. Er hatte schließlich nur eine. Dann begann die Frau zu fragen, wie es ihnen denn so ergangen sei. Wie es gewesen wäre. Sie war nicht die einzige, die fragte. Alle schienen eine Art Pauschalantwort zu erwarten. Doch was sollte man schon sagen. Die Menschen wollten nichts von Leid, Verderben und Verrecken hören. Die ersten zwei Male versuchte er noch ehrlich zu antworten, doch die Leute erwiderten nur „Was glaubst du, wie es uns ergangen ist. Erzähle mir doch lieber, wie es an der Front war. Was habt ihr erlebt?“ Doch er hatte nichts erlebt, was des Erzählens wert gewesen wäre. Nichts, was irgendwen interessiert hätte. Bald hatten die Mitfahrer ihr armseliges Gestammel satt und wandten sich anderen Dingen zu. Er zog sich in seine Gedanken zurück, bis eine kleine unscheinbare Frau am anderen Ende des Wagens, die bisher nichts gesagt hatte und in ihren eigenen Gedanken verloren schien, ihre leise Stimme erhob: „Habt ihr meinen Franz gesehen?“ Die Männer blickten sie unschlüssig an. „Er ist groß. Und naja, braunhaarig eben. Aber ein hübscher Junge. Zwanzig, nein, inzwischen einundzwanzig ist er. Er hat an der Ostfront gekämpft. Tapfer und mutig.“ Sie lächelte in sich hinein. „Er müsste eigentlich mit euch zurückkommen. Ihr kennt ihn sicher, nicht wahr? Sicherlich kennt ihr ihn. Franz heißt er. Ein hübscher Junge.“ Betreten schüttelten sie mit den Köpfen. „Doch, doch, er war doch auch an der Ostfront!“ Ihre Stimme wurde lauter. „Er heißt Franz. Ihr müsst ihn doch kennen!“ Doch sie kannten keinen Franz. „Aber er muss doch mit euch zurückkommen!“ Sie begann zu schluchzen. Heinrich betrachtete sie und wunderte sich. Wieso weinte sie denn noch? Vielleicht würde ihr Sohn heimkehren, vermutlich nicht. Ihre Tränen würden nichts ändern. Sie waren sinnlos und verschwendet. Sie würde sich damit abfinden müssen, dass ihr Sohn wahrscheinlich fort bleiben würde. Mehrere Frauen im Zug versuchten,

sie zu trösten, und begannen beinahe selbst zu weinen. Er weinte nicht. Er hatte keine Tränen mehr übrig. Keine für sich selbst und schon gar keine für irgendeinen hübschen Jungen namens Franz. Sie waren verbraucht oder ausgetrocknet. Verklebt vom Staub im Schützengraben, gefroren vom Eis im Lager. Es waren einfach keine mehr übrig.

Als sie in Pirna ankamen, stockte ihm der Atem. Ganze Straßenzüge schienen vom Erdboden getilgt. Er hatte gehört, dass Dresden und Umgebung besonders schlimm getroffen worden waren und großflächig in Schutt und Asche lagen, doch nichts hatte ihn auf diesen Anblick vorbereiten können. Abgemagerte Kinder spielten auf Trümmerbergen, während andere nach Baumaterial und Holz suchten. Die Erwachsenen sahen ausgemergelt und erschöpft aus. Er riss sich zusammen. Sicher, was er hier sah, war furchtbar. Doch er würde mehr Glück haben. Er war der Hölle entkommen und würde bald wieder bei seiner Familie sein. Bald würde er wieder in Magdalenas Armen liegen. Er war unterwegs. Er war unterwegs in die Heimat. Nie war sie so nah gewesen. Bald würde alles gut werden.

Doch zuerst musste er noch etwas erledigen. Wenige Tage vor seinem Aufbruch aus dem Lager hatte ihn ein Mitgefangener, als er von Aufsehern aus dem Bett gezerrt wurde, darum gebeten, seine Mutter zu informieren, falls er nicht in die Baracke zurückkommen sollte. Sie sollte nicht warten und hoffen, wie die Frau in dem Zug. Wie so viele andere war auch dieser Mitgefangene für ihn nur ein Name gewesen. Ein Name auf einer Liste, die er selbst verfasst und unterzeichnet hatte. Er hatte dennoch versprochen, die Mutter zu informieren. Das würde als Wiedergutmachung reichen müssen. Jeder kämpfte für sich selbst. Er war sich sicher, dass auch er verraten worden wäre, wenn jemand anderes die Möglichkeit bekommen hätte.

Nun schulterte er sein leichtes Bündel. Es war nichts darin als seine Tagesration und seine Papiere. Die Frau wohnte nicht weit von der Stadt. Sonst wäre er auch nicht gegangen. Keine Stunde länger als nötig wollte er von seinem glücklichen Leben mit Magdalena und seinen Eltern jetzt noch getrennt sein. Er ging durch zerstörte Straßen, vorbei an verkommenen, ungepflegten Gärten. Wo früher Blumenbeete gewesen waren, waren nun Gemüseanpflanzungen. Blumen waren Kartoffeln gewichen. Niemand brauchte Margeriten, solange er Hunger hatte. All das wirkte trostlos auf ihn. Die Häuser schienen die Verluste und Entbehrungen der letzten Jahre auszustrahlen. Er senkte den Blick und ging weiter. Marienstraße 3. Das hatte der junge Mann gesagt. Wenn die Mutter nicht mehr dort wohnte, würde er wieder gehen. Er wollte nach Hause. Zu seinem Zimmer mit dem Radio. Dorthin, wo sich alle freuen würden, ihn wiederzusehen. Er blieb vor einem kleinen windschiefen Häuschen stehen. Nummer 3. Er sah sich flüchtig um. Das Haus sah unbeschädigt, wenn auch schmucklos aus. Seine Hand zitterte. Er öffnete die kleine Gartenpforte und ging über den Rasen auf die grün lackierte Haustür zu. Sie hätte einen neuen Anstrich gebrauchen können. Er hob die Hand und klopfte laut an. Zunächst geschah gar nichts. Er klopfte erneut. Der Vorhang im Fenster neben der Tür bewegte sich. Er meinte, aus dem Augenwinkel ein blasses Gesicht dahinter zu erkennen. Dann öffnete sich die Tür ein Stück weit. Ihm gegenüber stand eine vorzeitig in die Jahre gekommene kleine Frau. Sie hatte die grauen Haare zu einem losen Dutt nach hinten gesteckt und trug ein zu weites geblühtes Kleid. Sie blickte ihn misstrauisch an. „Wer sind Sie?“, fragte sie mit strengem Tonfall. Sie schien Angst zu haben, auch wenn sie sie zu überspielen suchte. Er räusperte sich. „Ich bin Heinrich Sattler. Ich kannte Ihren Sohn.“ Ein nicht zu deutender Ausdruck trat in ihr Gesicht. Es sah aus wie eine Mischung aus Überraschung, Freude und Grauen. Sie öffnete die Tür vollends. „Kommen Sie herein.“ Sie trat zurück und ließ ihn in die Diele. „Sie sehen hungrig aus“, stellte sie fest. „Kommen Sie mit in die Küche, ich kann Ihnen ein wenig Suppe aufwärmen.“ Er folgte ihr. Während sie am Herd hantierte, schwiegen sie beide. Keiner wusste so recht, was er sagen sollte. Was hatten sie auch schon zu besprechen? Sie waren zwei Fremde, deren Weg sich nur durch Zufall kurz gekreuzt hatte. Er würde seine Nachricht überbringen, und sie würden sich trennen und nie wieder sehen. Sie würde allein bleiben mit ihrem Schmerz und ihrem Kummer, während er heimkehren würde in sein glückliches Leben mit Magdalena. Er hatte kein Mitleid. Sie hatte

nichts mit ihm zu tun. In seiner Seele brannte kein schlechtes Gewissen, in seinen Augen keine Tränen. Es waren keine mehr übrig.

Sie stellte einen Teller voll wässriger Suppe vor ihn hin. Es war kein Fleisch darin und nur wenig Gemüse, doch er war dankbar für die wärmende Flüssigkeit. Löffel für Löffel schlürfte er in sich hinein, während er sich überlegte, was er sagen wollte. Schließlich war der Teller leer und er legte den Löffel ab. Er hustete kurz, doch bevor er etwas sagen konnte, sagte sie: „Er ist tot, nicht wahr?“ Sie blickte ihn nicht an, sondern zeichnete mit dem Finger das Muster der Tischdecke nach. Heinrich nickte. „Wie? Wie ist er gestorben?“ Ihre Hände zeichneten, als suchten sie nach einer Beschäftigung, die die Leere in ihrem Herzen überspielen konnte. Er sah ihr zu und sagte leise. „Die Russen haben ihn im Lager getötet, weil er sich mit Absicht den Arm gebrochen hat, um weniger arbeiten zu müssen. Sie haben uns in der Industrie schufteten lassen, wissen Sie. Schweißen, nieten und schleppen. Solche Dinge eben. Das haben viele nicht durchgehalten.“ Er wunderte sich kurz über die dunklen Flecken auf der Tischdecke, bis er sah, dass es Tränen waren, die von ihren Wangen tropften. „Aber wieso wussten Sie denn davon? Wie konnten die Russen wissen, dass... Dass er es absichtlich getan hat?“ Ein kurzer Stich in der Brust, dann hatte Heinrich sich wieder gefasst. „Wahrscheinlich hat ihn jemand verraten. Die Russen haben die meisten in der Tasche gehabt. Verrat wurde meist gut belohnt.“ Sie sah ihn entsetzt an, doch sagte nichts. Schließlich nickte sie. Stumme Tränen liefen ihr über die Wangen, während sie ihre Arme um ihren Körper schlang, als würde er sonst auseinanderfallen. Die Gewissheit schien Tropfen für Tropfen in ihr Bewusstsein zu sickern und ihr Herz zu vergiften. Sie öffnete den Mund, wie um zu schreien, doch es entstand kein Laut. Sie wirkte wie ein tödlich verletztes Tier, das wusste, dass es sterben würde, und den Kampf aufgegeben hatte. Heinrich weinte nicht. Es waren keine Tränen mehr übrig.

Nach einiger Zeit erhob er sich. Kurz legte er seine Hand auf ihre Schulter. Sie schien ihn nicht weiter wahrzunehmen, und so ging er. Durch die Diele und die grün gestrichene Tür in Richtung Heimat. Zu seiner Magdalena, die immer lächelte. Mit den blauen Augen und dem blonden Haar.

Den Rest des Weges würde er zu Fuß zurücklegen müssen, doch es kümmerte ihn nicht. Er hatte körperlich so viel Schlimmeres durchgemacht. Das einzige, was ihn störte, war, dass es ihm wie eine Ewigkeit vorkam, die es dauerte, bis er endlich in bekannten Straßenzügen ankam. An der Kreuzung, die früher auf seinem Schulweg gelegen hatte, war ein Gedenkstein aufgestellt worden. Eine schier endlose Liste von Namen stand darauf, darunter der Satz „Wir warten auf euch“. Vermisste, Gefangene, vermutlich die meisten gefallen, aber zu entstellt, um identifiziert werden zu können. Er las die Namen. Die meisten kannte er. Ehemalige Schulkameraden, Nachbarn oder Freunde. Bekannte, Lehrer und der Besitzer vom Krämerladen nebenan. Er las die Namen, nahm sie in sein Gehirn auf, doch ließ sie nicht in sein Bewusstsein. Sie bedeuteten nichts. Er hatte sie einst gekannt, nun waren sie verschwunden. Früher waren sie da, nun waren sie eben weg. Ein paar von Tausenden. Da fiel sein Blick auf einen Eintrag. Heinrich Sattler. Kurz zögerte er. Heinrich Sattler. Atmete ein und atmete aus. Dann griff er sein Bündel und ging weiter. Er dachte nicht weiter nach. Er hatte es geschafft. Seinen Namen würden sie von der Liste löschen müssen. Er würde sein Leben weiterleben können wie vor dem Krieg, der seine Heimatstadt so verändert hatte. Einige Menschen, die er gekannt hatte, würden fehlen, doch sein Leben und das der Seinen würde unberührt weitergehen. Er weinte nicht. Er hatte keine Tränen mehr. Es waren keine mehr übrig.

Er ging um die altbekannten Ecken, ging über den ehemaligen Marktplatz. Hier schienen sie eine Art Sammlung von verschiedenstem Schutt angelegt zu haben, aus der sich jeder nehmen konnte, was er zum Aufbau brauchte. Es stimmte, auf seinem Weg hatte er viele zerstörte Gebäude gesehen, doch was kümmerte es ihn, solange sein Elternhaus stand? Er könnte dort mit Magda einziehen, bis er ihnen ein eigenes Heim gebaut hatte. Natürlich würde er erst einmal eine Anstellung brauchen, das würde vermutlich nicht ganz einfach werden. Er hatte

schließlich nichts gelernt vor dem Krieg, war gerade so mit der Schule fertig geworden. Er musste sich erstmal zurechtfinden in einer Welt, die sich ohne ihn weitergedreht hatte. Die einzige Ausbildung, die er hatte, war eine militärische, und die half ihm im Frieden nicht mehr weiter. Nun war er schon Mitte zwanzig und konnte nichts als kämpfen. Doch all das würde sich ergeben, solange er es lebend in die Heimat geschafft hatte. Er stolperte über einen Stein und verzog das Gesicht vor Schmerz. Er brauchte dringend neue Schuhe. Diese waren wirklich zu abgetragen. Alles würde sich regeln. Es würde besser werden. Er bog um die letzte Ecke.

Die meisten Häuser in Magdas Straße schienen unbeschädigt. Es waren die letzten Schritte auf seiner Reise. Die letzten Meter, bevor alle seine Träume in Erfüllung gehen würden. Die letzten Sekunden, bis er das Wiedersehen würde, was ihn all die Jahre am Leben gehalten hatte. Er blieb vor dem Haus stehen. Langsam und ehrfurchtsvoll ging er den kurzen Weg zur Tür. Er runzelte kurz die Stirn. An der Klingel stand der falsche Name. Magdalena hatte „Büchen“ geheißen, doch auf dem kleinen Schildchen stand „Dovensee“. Vielleicht war sie in all dem Durcheinander umgezogen? Er beschloss, dennoch zu klingeln. Womöglich konnten die neuen Besitzer ihm etwas über ihren Verbleib mitteilen. Als die Tür sich öffnete, stand ihm Anna, Magdas Mutter, gegenüber. Sie sah ihn mit überraschter Miene an: „Ja, bitte?“ Sie schien sich nicht an ihn erinnern zu können. Aber das war nicht erstaunlich, denn sie hatten sich auch damals nicht besonders gut gekannt und er musste sich stark verändert haben. Entlassen worden war er mit siebenundneunzig Pfund, nicht viel mehr als ein wandelndes Gerippe. Sein Inneres war über die Jahre roh geworden, monatelang hatte er wie ein Tier nur an etwas Essbares gedacht. Plötzlich war er sich sicher, dass man ihm das ansehen musste. Die sehnigen aufgerauten Hände, die dreckige Haut, das nicht rasierte und ungewaschene Gesicht. Er begann sich zu schämen für das, was aus ihm geworden war. „Frau Büchen?“ Sie nickte. „Es steht ein falscher Name an ihrer Tür“, bemerkte er reichlich überflüssig. Sie sah auf das Schild, als sähe sie es zum ersten Mal in ihrem Leben. „Oh nein, nein, Dovensee ist der Nachname meiner Tochter. Wir haben ihr das Haus überschrieben, ich bin nur für eine Woche zu Besuch. Sagen Sie, es ist mir etwas unangenehm, aber müsste ich Sie kennen?“ In seinem Kopf herrschte Verwirrung. Er besann sich auf die einzig halbwegs sinnvollen Worte in seinem Kopf: „Ähm, nein, ich bin ein Bekannter von Magda.“ „So?“ Sie zog kurz ungläubig die Augenbrauen hoch. Er sagte in bittendem Tonfall: „Würden Sie sie holen?“ Sie schien ablehnen zu wollen, doch das Mitleid über sein erbärmliches Aussehen stimmte sie wohl schließlich doch um. „Nun ja, gut. Aber nicht zu lange. Sie muss sich schonen!“ Er wollte gerade besorgt fragen, was ihr denn fehle, doch Anna hatte sich schon zum Gehen gewandt. Er wartete ungeduldig, dass sie wiederkommen möge. Seine Hand zitterte. Bald schien es ihm, als wäre die Frau im Türrahmen nur eine Illusion gewesen. Doch dann regte sich etwas im Inneren des Hauses. Sie kam nicht wieder, aber dafür das einzige, das Heinrich im Moment sehen wollte. Denn an ihre Stelle trat nach einiger Zeit die Frau, die er einst geliebt hatte. Sie war unverkennbar von den schweren Jahren erschöpft. Doch sie war unverkennbar auch immer noch schön. Sie war unverkennbar seine Magda. Und sie war unverkennbar schwanger.

„Guten Tag?“, sagte sie in einem fragenden Tonfall. „Meine Mutter hat gesagt, Sie behaupten, mich zu kennen?“ Erkannte sie ihn nicht? Warum erkannte sie ihn nicht? Er war ihr Heinrich gewesen. Er war für sie kämpfen gewesen. Er war in den gottverdammten Krieg für die gezogen und sie hatte nicht einmal auf ihn warten können? Der andere Name. Sie hatte geheiratet. Und erwartete ein Kind. Ihr wer weiß wievieltens. Wut kochte in ihm hoch. Er war gegangen mit den vielen anderen. Sie alle hatten nur eins gewollt. Sie wollten Helden sein. Sie wollten einstehen für ihr Vaterland und als Helden heimkehren. Und tatsächlich: Als sie gingen, wurden sie gefeiert als Helden. Als hätten sie bereits gewonnen. Und nun kamen sie wieder, geschlagen und als Verlierer gebrandmarkt, und niemand freute sich, sie zu sehen. Aus dem einfachen Grund, dass die Hälfte derer, die sie damals gekannt hatten, nun tot war.

Während die andere Hälfte sie nicht wiederzuerkennen schien. Sie hatten ohne sie weitergemacht, hatten ohne sie weitermachen müssen. Magda hatte ihr Leben alleine weitergelebt. Sie hatte nicht auf ihn gewartet. Warum auch? Er war ein Verlierer. Er hatte den Krieg verloren. Hatte sie in das Elend gestürzt, in dem sie nun leben musste. Sie hatten Helden sein wollen. Doch was waren sie jetzt? Sie waren Helden ohne Heimat. Niemand interessierte sich für ihre Geschichte, niemand freute sich, sie zu sehen. Weil sie verloren hatten. Man wollte keine Berichte von Verlierern hören. Die Menschen in der Heimat hatten selbst furchtbare Zeiten hinter, und wenn man ehrlich war, vermutlich auch vor sich. Sie kämpften jeden Tag und konnten sich nun nicht auch noch um die Männer kümmern, die plötzlich nicht mehr die starke Schulter zum Anlehnen waren, sondern entweder ein Grab, das man zu pflegen hatte, oder ein lebendes Wrack.

Er selbst fühlte sich als Verlierer. Er hatte sein Leben unterbrochen, um in den Krieg zu ziehen. Hatte alles hier aufgegeben, um sich ganz darauf konzentrieren zu können, den Feind zu besiegen. Doch er hatte es nicht geschafft. Das Einzige, dem er Priorität beigemessen hatte, hatte er verloren. Nun war er nichts mehr. Er konnte nichts, er wollte nichts, er war nichts. Er sagte langsam: „Nein, Entschuldigung. Entschuldigen Sie bitte. Ich habe mich geirrt. Ich kenne Sie nicht. Sie sind mir vollkommen fremd.“ Sie runzelte die Stirn. „Nein, warten Sie. Ich denke, Sie haben Recht... Es ist... Nein, das ist unmöglich.“ Sie schwankte kurz und umklammerte den Türrahmen. „Es ist nicht... Gütiger Himmel. Heinrich. Bitte, komm... Es ist nicht... Versteh doch...“ Sie schien noch immer keinen festen Boden unter den Füßen zu haben. Er wandte sich zum Gehen. Aus dem Augenwinkel sah er, dass sie begonnen hatte zu weinen. „Heinrich!“, rief sie, während er langsam den schmalen Weg zurückging. Er weinte nicht. Es waren keine Tränen mehr übrig.

Immer schneller lief er. Ihm blieb jetzt nur noch eine Rettung. Seine Eltern waren mehr als irgendein Mädchen, das er einst geliebt hatte. Sie würden ihn erkennen und er würde zurückkehren können in das Zimmer mit dem schönen Radio. Als er die Straße seiner Kindheit erreichte, rannte er. Doch was er sah, füllte sein Herz mit Entsetzen. Was einst eine Straße voller Häuser gewesen war, war nunmehr ein Meer aus einzelnen Steinen und Holz. Kein einziges Haus stand mehr. Kein einziges. Immer langsamer ging er an den grotesken Formen vorbei, die ihm einst ein Heim geboten hatten, bis er schließlich vor dem Trümmerberg stand, der sein Zuhause gewesen war. Er fiel auf die Knie. Wühlte mit den Händen durch den Staub und trommelte mit den Fäusten auf die Erde. Irgendwo schien jemand zu schreien. Voller Zorn und Verzweiflung. Es dauerte lange, bis er merkte, dass dieser jemand er selbst war.

Dann wurde es still. Das Einzige, was sich an ihm bewegte, war seine zitternde rechte Hand. Da hörte er eine leise Stimme. „Heinrich?“ Er drehte sich langsam um. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Ehepaar beim Schutthaufen der Hausnummer dreiundvierzig. Sie schienen auf einer Art Abendspaziergang zu sein. Langsam kam die Frau über die Straße auf ihn zu. „Beim Allmächtigen, Heinrich! Du bist es wirklich, nicht wahr?“ Er erkannte sie zuerst nicht, doch langsam dämmerte ihm, dass es ihre ehemalige Nachbarin war. Es würde erklären, warum das Ehepaar so spät am Abend durch eine zerbombte Straße lief. Sie erinnerten sich an das, was einmal gewesen war, an ihr früheres Zuhause. „Frau Büttich?“ Sie hatte viel auf ihn aufgepasst, als er ein kleiner Junge gewesen war. Dennoch, dachte er verzweifelt, hatte sie ihn vermutlich nur erkannt, weil er auf dem Grundstück seiner Familie stand. Nur deswegen konnte sie ihn einordnen. Er erschrak, als er sah, wie sehr sie gealtert war. Ihm wurde schmerzlich bewusst, dass er beinahe ein Jahrzehnt verpasst hatte. Sie eilte über die Straße, und ehe er etwas sagen oder tun konnte, hatte sie ihn in die Arme geschlossen. Ihr Mann stand unschlüssig herum und schien nicht recht zu wissen, wie er sich zu verhalten hatte. „Mein lieber Junge. Oh, mein lieber Junge!“, murmelte die Frau immer wieder. Nach einiger Zeit schob er sie ruppiger als beabsichtigt von sich fort. „Was ist mit meinen Eltern, wo sind sie?“, fragte er. Er erschrak bei dem Klang seiner eigenen Stimme. Sie

klang kalt und herzlos. Langsam ließ die Frau ihre Arme sinken. „Heinrich, ich...“ Sie wollte ihn wieder an sich ziehen, doch er wich zurück. „Heinrich, deine Eltern, weißt du, also... Sie sind tot, verstehst du? Eigentlich die ganze Straße. Die Sirenen ... sie waren zu spät und wir, naja, Erwin und ich, wir hatten nur Glück. Es war Nacht und ... überall das Feuer, dann der zweite Angriff nur drei Stunden später...“ Doch Heinrich hörte nicht mehr zu. Er sah, wie Tränen über die Wangen von Frau Büttich liefen. Er weinte nicht. Es waren keine Tränen mehr übrig.

Die Büttichs hatte ihm angeboten, mit ihnen zu kommen, doch er hatte gesagt, er wolle noch in Ruhe Abschied nehmen. Frau Büttich hatte schließlich eingewilligt, allerdings darauf bestanden, ihm ihre neue Anschrift dazulassen. Seit die beiden gegangen waren, wühlte er wie besessen, räumte Steine aus dem Weg und schleppte Gegenstände beiseite, die ihm in den Weg kamen. Es dauerte Stunden, bis er fand, was er suchte. Das Radio war zerschlagen und fast nicht mehr erkennbar. Die Antenne ragte in einem seltsamen Winkel hervor und die einstmals so schönen Knöpfe waren allesamt abgebrochen. Er hielt sein Radio in den Armen, als wäre es sein getötetes Kind, als sein Blick auf etwas fiel, das ebenfalls in seinem Regal gelegen haben musste. Über zwei Jahre musste das Buch nun unter den vielen Schichten Schutt gelegen haben und doch schien es das einzige zu sein, das den Einsturz des Hauses nahezu unbeschädigt überstanden hatte: „Mein Kampf“. Sein Kampf. Was für eine scheinheilige Bezeichnung. Wann hatte dieser Mann das letzte Mal kämpfen müssen? Es war nicht sein Kampf. Er hatte delegiert, sie in die Schlacht befohlen, Hoffnung vorgeheuchelt, wo es in Wahrheit nur noch Tod und Verrecken gab. Er hatte nicht gekämpft. Heinrich hatte gekämpft. Jahrelang gegen den vermeintlichen Feind und irgendwann nur noch gegen sich selbst. Er war zu einer lebenden Leiche geworden, zerfressen von Leid und Schuld. Und für was? Für den Kampf eines anderen. Brüllend fiel er zu Boden, packte das Buch und hieb damit auf die zerschlagenen Steine seiner früheren Heimat ein. Schnell wurde aus dem Brüllen Schreien und aus dem Schreien ein klägliches Wimmern. Er zerriss die Seiten und zerstreute sie in alle Richtungen, bis nichts übrig war als hunderte kleine hässliche Fetzen voller hässlicher, vergifteter Worte. Dann brach er zusammen. Fiel auf den Boden und weinte.

Zweiter Preis

Blanca Hahn (Klasse 7)

Taraxacum officinale oder Die große Reise eines kleinen Fallschirmsamens

Der Anfang.

Was, wenn er nicht existiert? Was, wenn es keinen Anfang gäbe? Was, wenn alles plötzlich da ist? Man muss nicht mehr wachsen, man muss nichts mehr lernen, alles ist schon da. Einfach so. Was wäre dann? Was wäre wenn? Ich glaube, es würde kaum jemanden stören. Dem Fallschirmsamen neben mir ist das egal. Ich habe sie gefragt. Ich habe lange darüber nachgedacht, und schließlich habe ich beschlossen, meine Geschichte ohne Anfang zu erzählen. Ich habe beschlossen, nicht darüber zu schreiben, dass ich mich nicht, wie alle meine anderen Brüder und Schwestern, in die Erde legte und eine Butterblume wurde, nachdem ein kleines Mädchen uns von unserer Pustebume löste. Ich habe beschlossen, nicht darüber zu schreiben, dass ich mehr von der Welt sehen wollte. Nicht darüber zu schreiben, dass ich mich vom Wind in die Welt wehen lassen habe. Ich habe beschlossen, nicht darüber zu schreiben. Denn das wäre ja der Anfang...

Der scharfe Geruch nach Chili und Rauch lag in der Luft. Ich hörte Männer lachen und Frauen, welche sich laut unterhielten und einige Stellen des Liedes mitsangen. Gitarrenmusik wehte zu mir herüber, vermischt mit dem Klappern der schwarzen Lackschuhe, mit denen die Tänzerin auf der Holzbühne tanzte. Ein Sänger saß trommelnd auf dem Cajon und sang eine melancholische Melodie. Der lockige Mann am Grill rief: „Die Chorizo ist fertig!“ Drei dunkelhaarige Mädchen liefen sofort zu ihm. „Ich bin der Erste!“ „Nein, zuerst bekomme ich!“ „Ihr hattet schon so viel, jetzt bin ich dran!“, kreischten sie. Ich konzentrierte mich auf eine kleine Menschengruppe und belauschte ihr Gespräch. „Ein paar Kilometer weiter soll heute ein guter Torero auftreten. Zu gerne wäre ich dorthin gegangen. Aber Carlos` Geburtstag ist natürlich wichtiger“, sagte ein hochgewachsener Mann.

Das würde ich gerne sehen. Was wohl ein Torero ist, dachte ich. Ein leichter Windstoß erfasste mich und trug mich über das schwach erleuchtete Dorf hinweg. Ich landete in einer riesigen Manege. Ein Mann mit einem bunt bestickten Anzug stand ein paar Meter weiter und hielt ein rotes Tuch hoch. Ein großer Stier brauste an mir vorbei, direkt auf den Mann zu. Der wich im letzten Moment aus und das Publikum schrie vor Begeisterung. Aus den Erzählungen von Miss Tempo, der Schnecke, die gelegentlich an meiner Mama vorbeikroch, weiß ich, dass viele Tiere herausfordernd auf die Farbe Rot reagieren. Reizen die Menschen den armen Stier etwa absichtlich? Und dem Publikum gefällt es auch noch? Der Stier rannte erneut auf den Torero los. Das arme Tier. Ich konnte aus einem Gespräch zweier Zuschauer folgern, dass der Stier es nicht überleben wird. In dem Moment erfasste mich mein bester Freund, der Wind, und trug mich fort. Ich sah gerade noch, wie der Torero dem Stier zwei Messer in den Rücken stieß. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Menschen dort unten ein Herz hatten.

Der Wind trug mich Richtung Westen. Unter mir waren nur das Meer und die Wellen. Die Salzlufte ließ meinen Ärger auf die Menschen etwas abschwächen und ich genoss die Ruhe. Nach einer Nacht und einem Tag sah ich endlich wieder Land unter mir.

Der Wind ließ nach, und der Boden kam immer näher. Ich landete in einem dunkelroten Kajak, welches über einen ruhig dahin strömenden Fluss glitt. Ein Mann mit langen Rastalocken paddelte und genoss die Landschaft. Links und rechts erhob sich der Wald. Birken und Buchen und Ahorn. An einigen Stellen beugten sich Trauerweiden über den Fluss und

Seerosen belagerten die Ufer. Es herrschte eine Stille, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte. Man hörte nur den Gesang der vielen verschiedenen Vögel und das leise Plätschern des Wassers. Manchmal sah man einen Biber, der dabei war, einen Damm zu bauen, oder einen Bären, der sich einen Fisch fing. Es war wunderschön. Wir fuhren weiter, und nach einer Weile kam ein neues Geräusch hinzu, welches man keineswegs als schön bezeichnen konnte. Anfangs war es noch sehr leise, und es fiel einem nicht sehr schwer, es zu überhören. Doch je weiter der Kajak fuhr, desto lauter und unangenehmer wurde es. Schon bald hörten wir weder Vögel noch das Wasser. Als die Lautstärke ihren Höhepunkt erreicht hatte, sah ich ein Dutzend Männer mit Warnwesten und orangefarbenen Helmen. Auf ihren Ohren saßen große Ohrenschützer. Sie hatten riesige Motorsägen, mit denen sie den Wald abholzten, mit denen sie den Lebensraum der Vögel, Biber, Bären und tausend anderer Arten zerstören. Der Kajakfahrer schüttelte den Kopf. Warum musste das sein? Warum müssen sie alles zerstören? Da kam der Wind und holte mich wieder ab.

Ich flog diesmal sehr lange. Etwas länger als letztes Mal. Großstädte, Dörfer, aber auch einfach riesige unbewachsene Flächen zogen vorbei. In der Nacht waren die Lichter unter mir kaum zu unterscheiden von den Sternen über mir. Als ich nach langer Zeit endlich wieder landete, war alles ganz anders als im Kajak...

Es war heiß und schwül. Die Sonne brannte und man konnte die Hitze schon sehen. Ich landete auf einer steinernen Schulter. Als ich genauer hinsah, stellte ich fest, dass ich auf der Christus-Statue gelandet war, die selbst auf einem hohen Berg stand. Ich war also in Rio de Janeiro. Vielleicht konnte ich mich ein wenig unterhalten. „Hallo“, begann ich. „Hmpf“, kam die Antwort aus dem steinernen Mund. Ich fand das nicht sehr freundlich, aber ich versuchte, förmlich zu bleiben, wie Miss Tempo sagen würde. „Wie geht es dir so? Ich meine, du stehst ja schon ziemlich lange hier, oder?“ „Dazu habe ich nichts zu sagen“, antwortete mir die Statue kurz angebunden. „Hey, schau mal. Da unten. Was machen die da?“, fragte ich. Unten war ein bunter Umzug zu sehen, der sich durch die Straßen schlängelte. Die Musik war lebenslustig und lud zum Tanzen ein. „Die feiern Karneval“, antwortete der steinerne Jesus mit wenig Interesse. Irgendwie musste man sich doch mit ihm unterhalten können. „Ich wäre jetzt gerne da unten, um mir das anzusehen“, sagte ich. „Bist du aber nicht“, bekam ich als Antwort. Ich sah mir die Stadt genauer an. Da fiel mir etwas auf. Im Westen erstreckten sich riesige Favelas. Im Osten hingegen wurde an einem gigantischen Stadion gebaut. Als hätten sie genug Geld. Auf der einen Seite schreckliche Armut und auf der anderen so viel Reichtum. „Wie kann so etwas gehen? Warum um Himmelswillen machen sie das? Was sagst du dazu?“ „Ist mir egal“, sagte die Statue. „Warum ist dir das egal? Ich dachte, du bist Jesus? Der heilige Messias? Der Weltretter?“ Langsam wurde ich zornig. „Ich bin nicht Jesus. Ich bin eine Statue. Normalerweise sprechen Statuen auch nicht, also hör auf, mir auf den Stein zu gehen!“, sagte der steinerne Christ, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. „Im Übrigen bist du auch bloß ein Butterblumensamen. Du solltest gar nicht sprechen.“ Das war wohl ihr letztes Wort. Zum Glück kam der Wind auch schon sehr bald und wehte mich weiter Richtung Westen. Ich hatte nicht gedacht, dass die Christus-Statue so unfreundlich ist.

Es dauerte wieder sehr lange, bis ich erneut landete. Unter mir war nur das Meer. Manchmal sah ich ein paar Inseln oder Schiffe, aber sie alle zogen schnell wieder vorbei. Mein Freund steuerte auf eine sehr große Insel zu. Sie war zu großen Teilen mit roten Sandflächen oder trockenen Wäldern bedeckt.

Diesmal verfiel ich in den Haaren eines kleinen Jungen. Er war gerade dabei, die Terrasse vor dem Haus seiner Familie zu schmücken. Er hing Lichterketten auf und schob ein paar Tische und Stühle zurecht. Als er fertig war, lief er hinunter zum Strand. Auf dem Weg sah ich ein paar Kängurus und Koalabären. Einmal kreuzte ein Schwarm Wellensittiche den

Sandweg. Der kleine Junge bog in ein Wäldchen ab. Nach einer Weile lichteteten sich die Bäume wieder und wir waren an einem wunderschönen Strand. Der Junge lief weiter vor und ließ das Salzwasser seine kleinen Füße umspülen. Schon bald trafen mehr Leute am Strand ein: Kinder und Erwachsene, Jugendliche und Senioren. Ein kleines Baby war auch dabei. Ich vermutete, dass es die Großfamilie des Jungen war. „Oliver, da bist du ja!“, rief ein Mädchen, die ich ungefähr auf das gleiche Alter schätzte wie den Jungen, in dessen Haaren ich mich verfangen hatte. „Hallo Ava!“, rief der Junge, der anscheinend Oliver hieß. Plötzlich rief Ava: „Da! Da kommt er!“ Sie deutete auf das Wasser. Oliver drehte sich in Richtung Meer. Ein Mann kam auf einem Surfbrett an den Strand. Er trug einen weißen Mantel mit bunten Stickereien. Unter dem Arm hielt er eine weiße Plastikbox. Als er am Strand ankam, stellte er die Box ab und holte für jeden ein schön verpacktes Geschenk heraus. Als Oliver das blaue Papier abwickelte, kam eine Kiste mit Murbelspielen zum Vorschein. Seine Freude war riesengroß. Er lief zu Ava, die gerade ihre neue Puppe bestaunte, und zeigte ihr sein großartiges Geschenk. „Danke, Santa Claus. Merry Christmas, Ava!“ Schon bald kam der Abendwind, der mich in die Lüfte hob. Er ließ mich noch einmal Australien von oben sehen. Ich sah das Great Barrier Riff, und ich erinnerte mich an die vielen Farben, von denen Miss Tempo mal erzählt hatte. Aber die Farben waren verblasst. Ob das auch an den Menschen lag?

Ich ließ mich weiter Richtung Norden tragen und landete nach einem Tag und einer Nacht im Sand. Ich war wohl erneut an einem Strand gelandet. Ich sah mich etwas um. Viele Menschen waren am Strand unterwegs. Da waren Kinder, die badeten, und Erwachsene, die auf Liegestühlen die Sonne genossen. Ein paar Fischer werteten ihren Fang aus, und Männer mit roten Mützen verkauften Eis an die Urlauber. Es war unglaublich laut und voll. Ich war froh, dass keiner auf mich trat. Es wurde Abend, und als es dämmerte, waren weit und breit keine Touristen mehr zu sehen. Doch dann kamen immer mehr Menschen. Aber es waren keine Feriengäste mehr. Sie alle waren Einheimische. Jeder von ihnen hatte eine Papierlaterne dabei. Und als die Dunkelheit vollends hereingebrochen war, zündeten hunderte Menschen jeder eine Laterne an. Und in der Stille ließen sie diese alle zum Himmel steigen. Mein Freund, der Nachtwind, kam und ich hatte das Gefühl, dass ich mit den unzähligen Lichtern zu den Sternen fliegen würde, um diese dann zu umarmen.

Es gibt tatsächlich wenig Dinge, die ein Ende haben. Es muss immer irgendwie weitergehen. Es kann nicht plötzlich alles weg sein und nie wiederkommen. Selbst aus einem schwarzen Loch im All kommt man irgendwann, nach Milliarden Jahren wieder heraus. Meine Geschichte ist auch nicht zu Ende. Ich werde weiterreisen, bis ich endlich genug gesehen habe. Und selbst dann werde ich irgendwann eine Butterblume sein und Kinder haben, die ich auf Weltreise schicken kann. Meine Geschichte ist noch lange nicht zu Ende. Aber ich werde sie trotzdem so lassen. Ich werde nicht noch mehr erzählen. Ich habe eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende geschrieben. Und ich glaube, es wird nicht viele geben, die das stört. Die Fallschirmsamen, die neben mir waren, sicher nicht.

Dritter Preis

Enrica Wedig (Klasse 10)

Auf der Flucht

Der Kugelhagel der Kampfjets und Sturmgewehre,
Die starren Gesichter der blutüberströmten Leichen,
Die sengende Hitze über den zerstörten Häusern.
Ein letzter Blick zurück –
Zur Großmutter, zu alt für die Strapazen der Flucht,
Auf das Grab des Vaters, gefallen im Häuserkampf,
Auf die Trümmer der Stadt, die einst Heimat war.
Auf der Flucht.

Das schlingende Boot in der Weite des Meeres,
Ausgeliefert der Geldgier der windigen Schleuser,
Vorbei an der leblosen Fracht der gekenterten Schiffe.
Kalte, stürmische See.
Die gespenstische Stille des Babys, tot in den Armen der Mutter,
Eingepfercht zwischen Hunderten von Menschen,
Schließlich das rettende Ufer in der nächtlichen Dunkelheit.
Immer weiter.

Die ernsten Gesichter der Aufseher, Polizisten und Helfer,
Das endlose Warten in den überfüllten, hastig errichteten Lagern,
Der erbitterte Kampf um die täglichen Rationen.
Trostlosigkeit.
Kilometerweiter Flüchtlingstreck zu Fuß auf dem Weg in den Westen,
Klirrende Kälte, strömender Regen, nagender Hunger,
Erschöpfende Märsche schmerzender Körper,
Unterwegs.

Die wartende Menschenmenge auf den Plätzen und Wegen,
Die Gerüchte über sich schließende Grenzen und Zäune,
Die Helme und Uniformen, die Rufe der Ordner.
Angst und Ungewissheit.
Der verzweifelte Kampf um die letzten Plätze,
Angsterfüllte Schreie der Frauen und Kinder,
Die sich schließenden Türen der überfüllten Züge,
Immer weiter.

Das herzliche Willkommen der im Spalier stehenden Menschen,
Die lächelnden Gesichter und freundlichen Hände,
Die entgegengestreckten Teddys, die wärmenden Kleider,
Blasmusik.
Die Wut der skandierenden Demonstranten und Bomberjacken,
Die Spurensuche vor dem abgebrannten Asylantenheim,
Neues Zuhause in der Fremde.
Angekommen?

Sonderpreis zur Erinnerung an Mathias Stinnes

Johann Palinkas (K1)

Der Schaffner

"Wir erreichen in Kürze Burg Stargard - Mecklenburg" *Verdammt*, ich werde noch mindestens anderthalb Stunden in diesem Zug sitzen, bis wir Stralsund Hauptbahnhof erreichen. An und für sich wäre das nicht schlimm: Ich könnte ein Buch lesen, die Hausaufgaben machen, die ich in der Woche nicht mehr geschafft habe, oder einfach schlafen. Würde ich bloß nicht schwarzfahren! Jetzt bin ich dazu verdammt, die langen Minuten bis zum Erreichen der Endstation angespannt auf meinem Platz auszuharren, damit ich rechtzeitig auf die Toilette flüchten kann, wenn der Schaffner auftauchen sollte. Natürlich bin ich nicht mutwillig ohne Fahrschein eingestiegen. Dummerweise habe ich, vergesslich wie ich bin, mein Portemonnaie vor der Wochenendabreise im Internat liegen gelassen. Das war mal wieder typisch! Also kann ich nicht einmal im Zug lösen.

Und natürlich, wenn man an den Teufel denkt, tönt es auch schon: "Guten Tag, die Fahrschein bitte!" Ich schaue mich panisch um. Zum Glück ist der Schaffner noch am entfernten Ende des Wagens. Da auch er die Fahrt gerade erst in Neustrelitz angetreten hat, wird er alle Fahrgäste kontrollieren. Das verschafft mir etwas Zeit. Ich versuche einen Moment abzupassen, in dem er sich zu einem Fahrgast hinunterbeugt, erhebe mich so geräuschlos und unauffällig wie möglich von meinem Platz und gehe zügig den Gang hinunter, dem blauen Zeichen mit der weißen Aufschrift "WC" folgend. Ich schließe die Tür der winzigen Kabine hinter mir ab und atme auf. Die Zeit vergeht nur sehr langsam, und ich beginne mir Sorgen zu machen. Mein Rucksack mit meinem Laptop und den Kopfhörern darin liegen noch auf meinem Platz. Würden diese geklaut, gäb's zu Hause ein gehöriges Donnerwetter. Außerdem wird der Geruch langsam unerträglich. Und was, wenn sich schon eine Schlange vor dem WC gebildet hat? Der Regionalexpress von Neustrelitz nach Stralsund umfasst nur zwei Wagens und eine Toilette. Ich warte, dann höre ich das Öffnen der automatischen Tür zwischen den Wagen und schlussfolgere, dass der Schaffner soeben weitergezogen ist. Ich öffne vorsichtig die Tür der Kabine und spähe heraus. Der Schaffner hält keine Katzenwache, also kehre ich guter Dinge zu meiner Bank zurück. Da sehe ich jemand anderen auf dem gegenüberliegenden Platz sitzen. Es ist der Schaffner. An Flucht ist jetzt nicht mehr zu denken, er hat mich schon gesehen. Also nehme ich schicksalsergeben Platz und schaue mein Gegenüber erwartungsvoll an. "Entschuldige, dass ich mich gesetzt habe, aber ich glaube, deinen Fahrschein noch nicht kontrolliert zu haben." *Was für eine peinliche Situation!* Zum Glück habe ich diesen Schaffner schon oft gesehen, da ich ja zweimal wöchentlich in diesem Zug sitze: Ein kleiner älterer Herr mit weißem Haar und strengem, wenn auch nicht unfreundlichem Blick. Hoffentlich erinnert er sich auch an mich; das würde vielleicht eine Vertrauensbasis schaffen und das Knöllchen niedrig halten. Also erkläre ich meine Misere, betone mehrmals, wie leid es mir tut und dass es sich um ein Versehen handelt. Zum Glück holt mich mein Vater heute in Stralsund ab, sodass ich dem Schaffner anbieten kann, den Fahrschein nachträglich am Bahnhof zu lösen. Nach einer kurzen Pause sagt er: "Naja, sowas kommt schon mal vor, und da du ja sonst immer eine gültige Fahrkarte hast, glaube ich dir deine Geschichte." *Erleichterung.* "Aber ich werde trotzdem hier sitzen bleiben, bis wir die Endstation erreichen, sonst könntest du ja einfach aussteigen." Obwohl der Zugbegleiter nicht unsympathisch wirkt, reiße ich mich nicht unbedingt darum, meinen Platz über eine Stunde mit ihm zu teilen. "Müssen Sie denn nicht die anderen Fahrgäste kontrollieren?"

"Ach, hier steigt doch keiner mehr zu, bis wir Stralsund erreichen. Ich kenne hier fast jeden Fahrgast. Da ist zum Beispiel Ulf", erklärt der Schaffner, während er auf einen Mann zeigt, der ausgebreitet auf der hinteren Viererbank des Abteils liegt und halblaut schnarcht. "Er fährt wöchentlich mit dieser Bahn. Sein Sohn lebt bei seiner Ex-Frau in Neubrandenburg. Er besucht ihn, und auf dem Rückweg ist er immer so bedrückt, dass er sich in den Schlaf trinkt." Jetzt bemerke ich einen Park von Spirituosenflaschen neben Ulfs Bank. "Und die junge Frau dort gegenüber, sie fährt jedes Wochenende nach Stralsund. Am Bahnhof holt ihr Freund sie ab."

"Mensch, Sie kennen ja wirklich den ganzen Zug", stelle ich erstaunt fest. "Wie lange sind Sie hier denn schon Schaffner?"

"Also dem RE 13060 bin ich jetzt bestimmt schon zehn Jahre zugeteilt. Aber ich war schon lange davor Zugbegleiter. Ich bin in der ehemaligen DDR aufgewachsen und wollte eigentlich nie etwas anderes als Schaffner werden. Als Junge habe ich mich oft verkleidet. Dann trug ich eine rote Umhängetasche, hatte eine Trillerpfeife und eine Signalkelle. Nach meiner Ausbildung bin ich dann bei der Deutschen Reichsbahn geblieben. Man kann über diese Zeiten denken, wie man möchte, aber die Arbeit war wesentlich entspannter und das Verhältnis unter den Kollegen freundschaftlicher. Damals war ein Schaffner noch jemand. Der Zug konnte ja auch gar nicht losfahren, bis ich die grüne Seite der Kelle geschwenkt habe. Und die Uniform! Ach, die habe ich geliebt! Dunkelblau mit goldenen Knöpfen und Epauletten. Und die Kappe erst! Blau mit schwarzem Rand und Schieber und einem prächtigen gold und blau gestreiften Band mit einem kleinen goldenen Adler über der Stirn. Abends habe ich sie immer sorgfältig auf einen Bügel gehängt, damit ich am kommenden Tag wieder schmuck aussah. Mein Kindheitstraum war in Erfüllung gegangen und ich war glücklich. Zuerst durfte ich nur im Regional- und Stadtverkehr um Berlin arbeiten. Doch nachdem ich mich einige Jahre bewährt hatte, konnte ich endlich auch Fernzüge in die befreundeten sozialistischen Bruderländer begleiten. Die schönste Strecke war für mich immer der Express von Stralsund nach Prag mit Halt in Berlin und Dresden."

"Der Zug fährt doch heute immer noch", bemerke ich erstaunt.

"Ja, aber das kann man überhaupt nicht vergleichen. Heute fährt der EC 179. Aber die Züge damals hättest du sehen sollen, mein Junge. Unser Speisewagen "Mitropa" war unser ganzer Stolz. Von außen war er schon prächtig dunkelrot und gelb gestrichen. Das fiel sofort ins Auge. Und innen erst. Die Sitze hatten herrliche rote Cordsamtbezüge und waren so gemütlich. Bis Dresden ist die Landschaft sehr platt. Doch dann, wenn man durchs Elbsandsteingebirge fährt, liegen die Bahngleise auf der Westseite der Elbe, und direkt auf dem gegenüberliegenden Ufer ragen die steilen Felswände mit Burgen und bizarren Sandsteinformationen empor. In Prag hatte ich dann immer einen Nachtaufenthalt, bis der Zug wieder zurückfuhr. Mein Abendbrot, Lendenbraten mit Hefeknödeln und Preiselbeeren, aß ich immer in einer urigen Prager Gaststube, ich glaube sie hieß *U Flekú*. Leider wurde ich nach einigen Jahren wieder zurück nach Berlin beordert. Da ich mich als treu und zuverlässig erwiesen hatte, sollte ich nun die Fahrscheine in den Transitzügen zwischen Berlin und Helmstedt kontrollieren. Diese beförderten nur Westdeutsche, da wir DDR-Bürger ja nicht nach drüben durften. Die Tätigkeit gefiel mir nicht annähernd so gut wie die vorangegangene. Die Fahrgäste waren mir irgendwie fremd. Kaum jemand genoss die Aussicht oder entspannte sich einfach, wobei die Landschaft auf dieser Strecke auch nicht mit dem Elbsandsteingebirge vergleichbar ist. Nur auf eine ältere Dame habe ich mich bei diesen Fahrten gefreut. Sie stieg zwar nicht regelmäßig ein, aber wenn sie es tat, unterhielt ich mich mit ihr, und manchmal brachte sie mir sogar etwas aus dem Westen mit. Zum Beispiel dieses Coca-Cola-Getränk. Mir schmeckt das zwar nicht besonders, aber mein Sohn hat sich immer riesig gefreut. Und dann hat sich ein Herr bei einer Pressekonferenz verquatscht und plötzlich durften alle über die Grenze und das "Reichs-" verschwand aus „Deutsche Reichsbahn“. Glücklicherweise behielt ich meine Stelle, aber viel änderte sich in dieser Zeit. Zum Ersten wurde mein Gehalt

gekürzt und ich musste leider meine geliebte dunkelblau und goldene DR-Uniform für eine neue mit rotem Schlips austauschen. Eine neue Kappe bekam ich nicht, die trug jetzt nur noch das Bahnhofspersonal. Doch das machte mir nicht so viel aus, schließlich durfte ich weiterhin meinem Traumberuf nachgehen. Allerdings wurde ich nach der Wende einem dieser neuen ICE-Züge zugeteilt. Zuerst war ich Feuer und Flamme, als ich hörte, dass dieser Express Geschwindigkeiten über 200 km/h erreicht. Als ich jedoch erstmals mitfuhr, stellte ich enttäuscht fest, dass man die Geschwindigkeit gar nicht bemerkt, da der Zug so leise und ruhig fährt. Und der Speisewagen konnte trotz modernster Ausstattung, in keinsten Weise mit unserer gemütlichen "Mitropa" mithalten. Bitte halte mich jetzt nicht für nörglerisch. Diese kleineren Enttäuschungen hätte ich auch mit Leichtigkeit wegstecken können, wären da nicht die Durchsagen gewesen. Da der ICE auch ein internationaler Fernzug ist, der bis nach Paris, Basel und Brüssel fährt, muss alles sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch angesagt werden. Ich hatte aber nach der zehnten Klasse meinen Abschluss an der POS gemacht und konnte so gut wie kein Wort Englisch sprechen. Ich habe mich natürlich redlich bemüht, habe einen Abendkurs besucht und fleißig geübt, aber ich war schon Ende vierzig und da ist es sehr schwer, eine Sprache von Grund auf zu lernen. Mehrere Monate habe ich mich im ICE abgestottert, bis bei einer meiner Durchsagen eine Gruppe westdeutscher Jugendlicher, die natürlich alle schon seit Jahren in der Schule Englischunterricht gehabt hatten, so laut lachten, dass ich es bis ins Zugbegleiterabteil hörte. Da beschloss ich, um Versetzung zu ersuchen. Mein Antrag wurde bewilligt und seitdem arbeite ich in den Regionalzügen Mecklenburg-Vorpommerns. Hier gefällt es mir fast so gut wie zwischen Berlin und Prag. Die Landschaft ist teilweise so flach und weitläufig, dass sich das Auge in der Ferne verlieren kann. Und früh morgens, während die Sonne gerade ihre ersten Strahlen fast noch parallel über den Boden schickt, steht manchmal dicker weißer Dunst in den Feldern. Das sieht dann so aus, als würde die Bahn federleicht darüber hinwegschweben. Und dann die purpurnen Abendhimmel! Ich bin kein Weltreisender, aber immerhin schon ziemlich herumgekommen. Aber Sonnenuntergänge wie hier habe ich an noch keinem anderen Ort erlebt. Und mittlerweile kenne ich ja auch die meisten Fahrgäste in diesem Zug - das ist fast wie eine Familie für mich."

"Und heute ist wohl wieder einer dazugekommen", sage ich grinsend.

"Da fällt mir auf, ich habe jetzt die ganze Zeit nur von mir erzählt", stellt der Schaffner ein wenig verlegen fest, während der Zug in den Stralsunder Bahnhof einfährt. "Nächstes Mal, wenn du ohne gültigen Fahrschein einsteigst, bist du an der Reihe. Ich möchte schließlich auch erfahren, warum du schon seit fünf Jahren jedes Wochenende in diesem Zug sitzt."

"Es wäre mir ein Vergnügen", versichere ich aufrichtig, stehe auf und hebe meinen Koffer von der Gepäckablage herunter. Der Zugbegleiter folgt mir zur Abteiltür, wo eine Traube von Fahrgästen schon ungeduldig wartet. Bevor wir aussteigen, weckt er vorsichtig Ulf, der vor lauter Schreck beinahe von seiner Bank gerollt wäre. Ich trete auf den Bahnsteig 4, begrüße meinen Vater und erkläre ihm meine Situation. Dann warten wir gemeinsam, bis der Schaffner, Ulf stützend, heraustritt, und überreichen ihm die 23 Euro für ein Mecklenburg-Vorpommern-Ticket. Er drückt mir den Fahrschein aus und ich stecke ihn behutsam in meine Hosentasche. Ich bedanke mich für eine hochinteressante und unterhaltsame Schwarzfahrt und reiche ihm die Hand. Er schüttelt sie kräftig und sagt: "Egon Lang."

"Johann Palinkas", erwidere ich, drehe mich um und spurte los, denn mein Vater steht schon an der Tür der Bahnhofshalle und wartet ungeduldig.